

HANSER

Claus Leggewie, Erik Meyer

"Ein Ort, an den man gerne
geht"

Das Holocaust-Mahnmal und die deutsche Geschichtspolitik nach
1989

ISBN-10: 3-446-20586-1

ISBN-13: 978-3-446-20586-4

Weitere Informationen oder Bestellungen unter
<http://www.hanser.de/978-3-446-20586-4>
sowie im Buchhandel

Im ersten Kapitel werden wir »Personen und Positionen« Revue passieren lassen, die bei der Konzeption und Errichtung des Holocaust-Mahnmals eine wichtige Rolle gespielt haben. Das wichtigste Beispiel für eine solche Position ist die These von der Singularität (das heißt: der historischen Einzigartigkeit) des Mordes an den europäischen Juden, die in einer gewissen Pfadabhängigkeit Hierarchien und »Alleinstellungsmerkmale« in der Geschichtspolitik hervorgerufen hat. In der Personen-Rubrik versammeln wir Stifter, Bauherren, versuchte Verhinderer, graue Eminenzen, Katalysatoren und Makler des Mahnmals, zum Beispiel Lea Rosh und Eberhard Jäckel, aber auch Helmut Kohl und Ignatz Bubis sowie Persönlichkeiten wie Eberhard Diepgen und Martin Walser, die mit ihrem zähen Widerstand durchaus zum Gelingen des Projektes beigetragen haben. Dieses Kapitel führt die Leser zugleich »von Bonn nach Berlin« und damit von der Geschichtspolitik der Ära Kohl in die mit der deutschen Einheit eröffneten Chancen und sich herauskristallisierenden Geschichtspolitik der rot-grünen Regierung. Dabei wird eine wichtige Rolle spielen, dass nach 1990 nicht mehr zwei deutsche Staaten auf ihre Weise »die« Vergangenheit des Nationalsozialismus thematisieren, sondern das vereinte Deutschland nun mit zwei (und man beachte: verschiedenen) Vergangenheiten umgehen muss. Dazu gesellt sich gewissermaßen eine dritte Vergangenheit. Zur Aufarbeitung der NS- und SED-Diktatur und ihrem (verhaltenen) Vergleich tritt nämlich die »Aufarbeitung der Aufarbeitung«, also die reflexive Vergegenwärtigung der Moden und Methoden, mit denen man nach 1945 in Ost und West der NS-Vergangenheit gedacht hat (oder ihr ausgewichen ist). Auf dem Prüfstand stehen damit die (so deklarierte) Erfolgsgeschichte der Bundesrepublik Deutschland und das (unbestreitbare) Scheitern der Deutschen Demokratischen Republik. Und die deutsche Gesellschaft wurde nach 1990 besonders kritisch daraufhin befragt, ob das Tabu hält oder neonationalsozialistische Tendenzen erkennbar werden. Insofern ist die Planung, Beratung und Errichtung des Mahnmals stets vor dem Hintergrund erstens rechtsradikaler und fremdenfeindlicher Aktivitäten, zweitens eines impliziten oder ausdrücklichen Vergleichs der Diktaturen auf deutschem Boden zu betrachten. Im zweiten Kapitel behandeln wir ausführlich Projekte und Prozesse, die das Berliner Mahnmal zu einem, wenn nicht dem

zentralen geschichtspolitischen Vorhaben des vereinten Deutschland gemacht haben.¹² An Gestaltungsvorschlägen herrschte kein Mangel, erst die politische Erörterung und Entscheidung (Deliberation und Dezision) gaben ihnen eine »vorläufig endgültige« Form. In diesem Hauptteil des Buches erzählen wir die politische Geschichte, die Irrungen und Wirrungen des Mahnmalsprojektes mit seinen Etappen und Wendepunkten, wobei man grob folgende Phasen unterscheiden kann: Nach der Inkubationsphase 1988/89 werden bis 1994 wichtige Vorentscheidungen getroffen, dann gerät das Mahnmalsprojekt in eine Krise, bevor die Diskussion 1996 wieder aufgenommen wird. Mit der Bundestagsentscheidung 1999 setzt die wiederholt unterbrochene und schon vor dem Scheitern stehende Bauphase ein, die erst 2005 zu Ende gegangen ist – gut zehn Jahre nach dem Termin, den die Initiatoren einmal anvisiert hatten und zu erheblich höheren Kosten, als ursprünglich veranschlagt wurden. In kurzen Exkursen werden wir in diesem Kapitel einen Blick auf »Parallelaktionen« und »Nebenschauplätze« werfen, die auf die Mahnmaldebatte direkten oder indirekten Einfluss hatten. Da war zum Beispiel die vom Hamburger Institut für Sozialforschung initiierte (und zweimal gestartete) »Wehrmachtsausstellung«. Ferner wurden Bestseller der US-amerikanischen Autoren Daniel Goldhagen und Norman Finkelstein heiß diskutiert, ebenso die Reden von Martin Walser und Martin Hohmann. Schließlich haben scheinbar weit entfernt liegende Fragen wie der Völkermord in Zentralafrika und der mit humanitären Gründen, nämlich der Vermeidung eines Völkermordes, legitimierte Militäreinsatz der Bundeswehr im Kosovo die Mahnmaldebatte beeinflusst bzw. eingerahmt. Schon diese vor 1989 noch ganz unwahrscheinlichen Kontexte haben ein anderes Mahnmal geschaffen, und das leitet über in das dritte Kapitel, das wir (man verzeihe die erneute Alliteration) mit Paradoxien und Perspektiven überschrieben haben. Wie alle Denkmale ist auch das Holocaust-Mahnmal in Berlin weniger der Gestalt gewordene politische Wille einzelner Protagonisten, es materialisieren sich darin vor allem die nicht-intendierten Folgen ihres Handelns. Solche unbeabsichtigten Nebenwirkungen sind politischer Alltag und kein Spezialthema von Politologen, die allerdings ein gutes Gespür dafür haben, wie die tatsächlichen Resultate politischen Handelns so gut wie nie mit den intendierten Folgen übereinstimmen, von deren

Richtigkeit und Stimmigkeit gleichwohl jeder politisch Handelnde immer wieder ausgeht und auch ausgehen muss. So verhält es sich auch in der Geschichtspolitik: Nachlebende halten sich nicht an Masterpläne und Skripte der offiziellen oder offiziösen Vergangenheitsbewältigung, folglich werden sie an diesem Erinnerungsort eine Art von »Konsumentensouveränität« üben – und übrigens genau damit das Mahnmal seiner Bestimmung übergeben. Eine der Paradoxien des Holocaust-Mahnmal besteht darin, dass seit den 1950er Jahren öffentlich wohl nie mehr so intensiv von »Deutschen als Opfern« gesprochen und geschrieben wird, und das auffälligste Projekt im Gefolge des Holocaust-Mahnmals ist ein vom Bund der Vertriebenen geplantes »Zentrum gegen Vertreibung« in Berlin (oder anderswo). Auch daran sieht man: Das Berliner Denkmal für die ermordeten Juden Europas ragt aus einer anderen Zeit, der Spätphase des geteilten Deutschland, in die Gegenwart hinein, in eine tatsächlich »andere Republik«, für die sich das Etikett Berliner Republik verbreitet hat. Die Bezüge zu ihrer Außenpolitik liegen hier auf der Hand. Von Berlin aus präsentiert sich Deutschland auf der internationalen Bühne erheblich selbstbewusster, während die Eckpfeiler des so genannten DM-Nationalismus, Wohlfahrt und Wohlstand, bedroht und fraglich scheinen. Verbunden damit ist eine Zeitgenossenschaft, die sich, gesättigt von Vergangenheit und mit unsicherer Zukunft, weit stärker an Problemen der Gegenwart abarbeiten muss als an ihren historischen Voraussetzungen. Damit kommen wir zum Titelzitat dieses Buches. György Konrád, der damalige Präsident der Berliner Akademie der Künste, hat 1998 einen »jüdischen Garten für alle« gefordert und das Mahnmal damit als einen Ort ausgemalt, den man mit angenehmen Gefühlen verlässt. Diesen verstörenden, als politisch inkorrekt empfundenen Gedanken nahm Bundeskanzler Gerhard Schröder in einer schnoddrigen Interviewbemerkung auf, indem er das Mahnmal als einen Ort titulierte, »an den man gerne geht«. Schröders Bemerkung galt als deplaziert, auch wenn sie weder in den Massenmedien noch im anspruchsvollen Feuilleton groß skandalisiert wurde: Wie kann man dorthin, wo an einen Massenmord erinnert wird, gerne gehen wollen, also nicht mit der gehörigen Beklemmung und einem gewissen Widerwillen? Wenn man damit nicht den bei Freizeitparks üblichen Unterhaltungs- und Spaßfaktor im Sinn hat, den beispielsweise der in

Sichtweite des Mahnmals auf- und niedersteigende Passagierballon eines Privatsenders am Potsdamer Platz verkörpert, sondern eine freiwillige Bereitschaft, sich durch die erinnerten Taten irritieren und verunsichern zu lassen, erscheint die Terminologie weniger fragwürdig, auch wenn der Schrecken der Erinnerung nicht durch eine Art locus amoenus konterkariert wird, wie sich Konrád das vorgestellt hat. Das Berliner Mahnmal ist in seiner Formensprache alles andere als lieblich, doch nimmt man seine vermutliche Massennutzung aus Anlass von Wochenendurlaube, Betriebsausflügen, Schulexkursionen beim Gang durch das Berliner Regierungsviertel vorweg, leuchtet die Charakterisierung durchaus ein. Genau das hatten die Initiatoren, vielleicht unbeabsichtigt oder ohne Wissen um mögliche Folgen, eingeplant, wenn sie einen »Stolperstein« ins Berliner Regierungsviertel legten und damit ganz zwangsläufig eine Touristenattraktion im Sinn hatten. Deren effektiver Gebrauch ist durch Manuale, Erinnerungsvirtuosen und eine noch so ausgefeilte Gedenkstättenpädagogik nicht zu steuern, er muss sich vielmehr durch Präferenzen und Prioritäten der populären Massenkultur weitgehend selbst regeln. Mit anderen Worten: Das Mahnmal muss ein Ort sein, an welchen man im erläuterten Sinn gerne geht, andernfalls würde es seinen Zweck verfehlen und großräumig umgangen werden. Die Stifter des Mahnmals hatten sich vehement gegen alle Tendenzen zur Wehr gesetzt, die deutsche Geschichte zu normalisieren und die berückichtigten zwölf Jahren Nationalsozialismus zu »entsorgen« (Habermas 1985). Doch ohne eine positive Motivierung wird ein Mahnmal in einer medialen Erlebnisgesellschaft kaum die Resonanz finden, die sie sich gewünscht hatten, denn die Jahrgänge 1970, 1990, 2010 und alle weiteren Nachgeborenen können nicht über einen von oben verordneten Bußgang erreicht werden. Auf die Frage, ob sich künftige Generationen noch mit dem Holocaust beschäftigen werden, antworteten die Autoren eines Buches zum Mahnmal: »Ja, wenn sie es mögen« (FAZ 29.1.2003 zu Pyper 2002). Vielleicht kann auch dieses Buch ein wenig dazu beitragen, dass man dieses Mahnmal im beschriebenen Sinne gerne aufsucht. Es erinnert an ungeheure Verbrechen, soll aber selbst kein Ort des Schreckens sein.